

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageszeitung. Nr. 227, 1937.

Ein Don Quixote des Theaters.

Mann, Klaus

1937

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

sonntag

Ein Don Quixote des Theaters

Von KLAUS MANN (New York)

In einer Riesenstadt wie New York verkümmern die Individualitäten? Es gibt dort keine Käuze, keine Originale mehr — nur noch den öden Standard-Typus, den uniformierten Menschen gleichsam, den Kollektiv-Menschen, den Grossstadt-Bewohner ohne eigenes Gesicht? — Aber es stimmt ja nicht! Vielmehr steckt New York — diese Stadt der Städte, diese Welt-Stadt par excellence —, vielmehr steckt es doch, wohin man immer schaut, voll Merkwürdigkeiten. Freilich, schauen muss man können...

Sehr merkwürdig und sogar recht wunderbar, zum Beispiel, ist ein kleines Theater, in das jeder Zutritt hat, ohne das Geringste zahlen zu müssen: es ist ein Gratis-Theater, das sonderbare Privat-Unternehmen eines eigensinnigen Künstlers. Nein, es handelt sich da um keinen schnöden Reklame-Trick — wie unser gewitzigtes Misstrauen zunächst annehmen möchte. Wir haben es hier zu tun mit der übrigens ziemlich grossartigen und imposanten Puschel eines fanatischen Komödianten und Idealisten. Der idealistische Komödiant heisst Mr. Davenport. Er will um jeden Preis Theater spielen, und zwar in guten Stücken. Seine Ansicht geht dahin, dass die grossen Häuser am Broadway künstlerisch und moralisch total heruntergekommen sind und ihm nicht mehr den geeigneten Rahmen für seine anspruchsvolle Tätigkeit bieten. Deshalb hat er sein eigenes kleines Schauhaus aufgemacht — es heisst „Davenport Theatre“, und in seinem Programm steht zu lesen: „Das Davenport Theatre ist das einzige Schauspielhaus in New York, das Stücke folgender Autoren zeigt: Shakespeare, Molière, Ibsen, Victor Hugo, Galsworthy, Somerset Maugham, Chekhov, Wilde, Sheridan, Dickens, De Bannville, Brieux, Jerome, Davenport, Erckmann, Chatrian.“ — Es ist eine etwas kuriose Zusammenstellung; aber immerhin lässt sie auf geistigen Ehrgeiz schliessen — ein Ehrgeiz, der bei den übrigen theatralischen Unternehmungen der Kapitale in der Tat immer seltener zu finden ist.

Das kleine Theater liegt abseits, aber doch noch in anständiger Gegend. Uebrigens ist es ein reizendes Haus, von sehr vornehm, altmodischem Stil, etwa an das Schauspielhaus in einem feinen, konservativen Badeort erinnernd. Im Foyer hängen viele grosse, gerahmte Photographien, den Künstler Davenport in mancherlei Kostümen darstellend: Mr. Davenport als Hamlet, unter finsternen Brauen auf den Totenschädel schauend, den er elegant balanciert; Mr. Davenport als Romeo — eine Aufnahme, die gewiss zwanzig Jahre alt ist —, oder in einem Gesellschaftsstück, das vor fünfzehn Jahren modern war: gross aufgemacht, im schwarzen Frack-Cape und mit hohem steifen Hut. Ein Rundgang durch dieses reich geschmückte Foyer bringt einen in die erwartungsvollste Stimmung. Voll der schönsten Hoffnungen — und ohne einen Centime bezahlen zu müssen — betritt man das Parkett.

Es ist nur spärlich besetzt — das grosse Publikum scheint lieber für 20 cents in ein Kino zu gehen, als unentgeltlich in das einzige Theater, wo die Werke von Victor Hugo und Davenport aufgeführt werden. Im Balkon führt sich eine Bande von jungen Leuten recht lärmend auf: sie betrachten — es ist nur zu deutlich — die ganze Angelegenheit als einen Ulk und harmlos-närrischen Spass —: denn wie könnte denn — so denken sie sich wohl — eine Sache seriös sein, mit der niemand Geld verdienen will? Uebri-

gens wird diesen Ungezogenen das Lachen schon noch vergehen — wie wir bald mit Genugtuung feststellen werden.

An diesem Abend wird nichts von Molière oder von Dickens gegeben; vielmehr eine verstaubte Posse aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. „David Garrick“, von Tom Robertson. Im Mittelpunkt der ausgegrabenen Farce steht der grosse englische Schauspieler — der von Mr. Davenport persönlich dargestellt wird —, und um ihn herum gebigt sich manches an Drolligem, Schelmischem, Derbem und Verliebtem. Die Aufführung ist — um es denn mit einer gewissen Betrübnis auszusprechen — durchaus dilettantisch; in keiner europäischen Provinzstadt dürfte sie sich öffentlich sehen lassen. Die abgetretenen Lustspiel-Typen des derben und eigensinnigen, im Grunde aber gutmütigen Vaters, der schmachtend sentimental Tochter und eines ewig besoffenen Freiers, den die Tochter heiraten soll, aber nicht mag, da sie ja den Schauspieler Garrick liebt: in der ungeschickten und übertriebenen Darstellung durch das Davenport-Ensemble wirken sie als alberne Parodien. Am meisten Beifall bei der Galerie findet der trunksüchtige Bräutigam: ein Clown, der in grotesken Stellungen über die Szene taumelt, die Zähne fletscht und nicht spricht, sondern lallt und röhelt. Gerade im Gegensatz zu dieser höchst abgeschmackten Figur, kommt der edle Anstand des Mr. Davenport eindrucksvoll zur Geltung. Sein Lächeln ist fein, spöttisch, reserviert, etwas leidend, und er weiss sich vor Ueberlegenheit kaum zu lassen, während er dem Trunkenbold das schwärmerische Mädchen wegnimmt, und gleich auch noch das Herz des rauhen und biedereren Vaters dazu gewinnt — Mr. Davenport hat ganz die Gestik und das fast unerträglich diskrete Mienenspiel des alternden Bonvivants aus der Provinz. Indessen deckt er sich keineswegs in jeder Hinsicht mit diesem Typus — wie sich gleich herausstellen wird.

Denn Mr. Davenports „grosse Szene“, sein eigentlich entscheidender Auftritt liegt gar nicht im Stück; vielmehr im Zwischenakt, in der Pause — da er plötzlich, in einer Art von römischen Toga, vor den Vorhang tritt und zu reden anhebt. Diese Zwischenakt-Ansprache nun ist der wahre Sinne des Abends, um ihretwillen ist er veranstaltet, um sie halten zu können, lockt Mr. Davenport die Leute mit seinen Gratiskarten ins Theater. Denn nun steht er da, in der Toga, und spricht von den Dingen, die ihm das Herz bewegen. Er spricht vom Theater, und wie jammervoll es um diese Institution stehe — er spricht ausführlich, wirr und witzig, leidenschaftlich und konfus. Am „Broadway“ lässt er kein gutes Haar, er ist sein grosser Feind und Widersacher, und der Komödiant wird zum pathetischen Ankläger, da er nun seine Vorwürfe gegen den entgeistigten Geschäftsbetrieb der grossen Bühnen in den Saal ruft und sie mit anekdotischen Beispielen zornig belegt. „Die Dichtung wird vernachlässigt!“ ruft er aus, und reckt grimmig die Arme im weissen Faltenwurf seiner Toga. „Die Ausstattung, der Apparat überwuchern alles! Man will nur noch Geschäfte machen — und man macht nicht einmal die. Wissen wir denn nicht, wie es finanziell um den Broadway steht? Mit seinen Finanzen ist es fast so schlimm bestellt, wie mit seinem Geist...“

Hier lässt er ein schrilles Kichern hören, und es ist eben dieses Kichern,

das ich nie vergessen werde: ein schlimmes Kichern, zornig und böse und viel jammervoller als ein Weinen...

Er spricht noch lange, und er setzt die Bedeutung seines eigenen Unternehmens auseinander. „Ein unabhängiges, ein wahrhaft freies Theater!“ erklärt er — und unterbricht sich immer wieder durch schrilles Kichern und gereckte Gesten. „Ein Theater, das dem Geiste und der Dichtung dient!“ Hier lassen sich Gelächter und höhnische Zwischenrufe vom Balkon hören: den jungen Leute dort oben dauert die lehrhafte Ansprache zu lange. Mr. Davenport scheint zunächst von den Flegeln — die er wohl gewöhnt sein mag — hochmütig keine Notiz zu nehmen. Da sie sich aber wiederholen, zeigt er den Lärmenden ein drohendes Gesicht und fährt sie an mit fürchterlicher Stimme. „Ruhe dort droben!“ ruft — plötzlich sehr einschüchternd anzusehen — Mr. Davenport. „Wer sich für meinen Kampf um ein neues Theater nicht interessiert, der mag gehen! Der Weg aus diesem Hause heraus ist ebenso frei wie der Eintritt!“ Das pöbelhafte Lachen verstummt; die Buben auf der Galerie ducken beschämt die Köpfe.

Sollen wir uns schämen müssen wie sie? — Seht, Mr. Davenport hat nun wirklich einen flammenden Blick; mit Emphase spricht er weiter über die notwendige Erneuerung der Schaubühne, über die Schlechtigkeit des kapitalistischen Kunstbetriebes, über seine eigene — ach, so ungenügende — Bemühung. Mit gerecktem Arm und unter schrillum Kichern erklärt er seiner kleinen Gemeinde, dass man ihn nächstens als Richard III. auf diesen Brettern werde sehen können — und dann werde der „Broadway“ sich vielleicht endlich darüber belehren lassen, was wahre Kunst ist. Nun lacht keiner mehr. Bemühen auch wir uns, den Ernst zu wahren, den dieser wilde Blick im zerwühlten Komödiantengesicht so dringlich von uns verlangt.